

Kostka-Kirche in Wälcz. Die Bezeichnung dieses Dokumentes (Abb. nach S. 64) erscheint irreführend. Der König „begründete“ keine Jesuitenniederlassung, diese bestand bereits seit 1618, sondern forderte die Behörden der Stadt Wälcz auf, den Jesuiten einen geeigneten Bauplatz zur Errichtung einer Stanislaus Kostka-Kirche und eines neuen Schulgebäudes zur Verfügung zu stellen; der Orden werde die Grundstücke zum geltenden Preissatz käuflich erwerben; dem König liege an einer Verbreitung der Verehrung des Stanislaus Kostka, eines jugendlichen Jesuiten (+ 1568), dessen Kanonisation er eifrig betrieb; die Heiligsprechung erfolgte 1726, gemeinsam mit dem hl. Aloisius Gonzaga. Gegen den hartnäckigen Widerstand des damaligen Pfarrers der Stadt Wälcz Johann Kasimir Minzenberg, der nicht mit Unrecht Schmälerung seiner Pfarrechte und Vernachlässigung der Stadtpfarrkirche durch diesen Kirchenbau und seine Anziehungskraft auf die Gläubigen und ihre Opferbereitschaft fürchten mußte, ist der königliche Vorschlag verwirklicht worden, freilich nicht ohne daß höchste Staatsbehörden in Warschau damit befaßt werden mußten. Jedoch wurde an der neuen Kirche ein Jahrhundert später immer noch gebaut, während das neue, Kollegium genannte Schulgebäude seit langem schon benutzt werden konnte.

Die Berichte bieten eine Fülle von Namen aus fast zwei Jahrhunderten, geben Auskunft über die Adelsfamilien des Landes, bezeugen den Beginn von Barockkultur und -frömmigkeit, weisen hin auf mancherlei Formen und Arten des gebräuchlichen Volkstums und auch dessen abergläubischer Entartung, z. B. Zauberei mit konsekrierten Hostien. An keiner Stelle wird ein Gegensatz zwischen Polen und Deutschen bemerkbar; die zweisprachige Grenzbevölkerung, ähnlich auch in Oberschlesien, hatte ihre Gottesdienste in der Pfarrkirche und bei den Jesuiten in der gewünschten der beiden Landessprachen; niemand nahm Anstoß beim Nachbarn, wenn er deutsch sprach statt polnisch und umgekehrt. Auch die seit 1772 einrückende preußische Infanterie wird nicht unbillig in den Berichten erwähnt oder geschmäht. Jedoch klingt in der Schilderung der letzten Jahre vor der 1. polnischen Teilung und der ein Jahr später erfolgenden Aufhebung des Jesuitenordens eine Vorahnung von Veränderungen auf, durch die politisch und kirchlich eine neue Lage entstehen mußte. – Von den 51 Superioren der Jesuiten in Wälcz von 1618 bis 1773 (S. 298) weisen 14 rein deutsche Familiennamen auf.

Dem Bearbeiter dieser „Historia“, langjährigem Oberstudiendirektor des Staatlichen Gymnasiums in Deutsch-Krone, der Fortsetzung des einstigen Jesuitenkollegs in Wälcz, gebührt wissenschaftlicher Dank für die mühevollen Editionsarbeit an den Texten, ebenso dem Hrsg. der „Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands“ für die Aufnahme dieses Werkes in seine Reihe und die vorzügliche Ausstattung des Bandes.

Bochum

Alfred Sabisch

Gottfried Lorenz: Das Erzstift Bremen und der Administrator Friedrich während des Westfälischen Friedenskongresses. Ein Beitrag zur Geschichte des schwedisch-dänischen Machtkampfes im 17. Jahrhundert (= Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte e. V. Bd. 4) Münster (Aschendorff) 1969. XXII, 264 S., kart. DM 44.-.

Das Erzstift Bremen begann während des 30jährigen Krieges eine sehr wesentliche Rolle zu spielen in dem damaligen heftigen dänisch-schwedischen Machtkampf. Eine dänische Einflußsphäre im Erzstift und damit leicht im ganzen niedersächsischen Kreis hätte der dänischen Königsmacht stark vergrößerte Ressourcen gegeben in der drohenden Auseinandersetzung mit Schweden, das deshalb sehr interessiert war, das Stift selbst in die Hand zu bekommen.

Da die Bremenproblematik in Relation zum nordischen Machtkampf bisher in der Forschung vernachlässigt wurde, ist es zu begrüßen, daß Gottfried Lorenz sich in seiner Dissertation darum bemühte, diese in der Zeit vom Frieden zu Brömsebro 1645 bis zum Westfälischen Frieden 1648 zu behandeln. Das Buch ist in drei Teile gegliedert.



Im Teil A (S. 7–51) wird eine sehr detaillierte und pädagogisch breit angelegte Übersicht über den Verlauf des Machtkampfes gegeben, der mit der von Christian IV. 1618 mit Ernst und bald mit Erfolg durchgeführten Offensive in Nordwestdeutschland einsetzte. Dadurch sicherte dieser seinem Sohn Friedrich 1621 das Koadjutorium im Erzstift Bremen, bis er seinen Einfluß südlich der Herzogtümer im dänisch-schwedischen Thorstenssonkrieg 1643–45 ganz verlor. In diesem Krieg nämlich eroberten die Schweden 1644 das Stift von Friedrich, der hier 1635 Administrator geworden war, um die Oberhand im Machtkampf gegen Dänemark und somit die Herrschaft in der Ostsee zu gewinnen. Unter geringen Einwänden gegen diese Übersicht kann gesagt werden, daß der Verf. (S. 16) das Hauptmotiv zu dem Eingriff Christians IV. in den Kaiserkrieg 1625–29, den er verlor, vergißt, nämlich die Eifersucht gegen Schweden und die Furcht vor einem schwedischen Direktorium.

Im Teil B (S. 52–114) wird von der recht peripheren Platzierung des Erzstiftes unter den langwierigen dänisch-schwedischen Friedensverhandlungen in Brömsebro berichtet (Kap. I); außerdem vom Kampf um Bremervörde und vom Versuch Erzbischof Friedrichs und Christians IV., das Stift zurückzugewinnen, was jedoch vergebens war (Kap. II); schließlich von der Gesandtschaft in Stockholm im Winter 1645–46, die den Erzbischof abfertigen ließ, um mit den Schweden über die Restitution des Erzstiftes zu verhandeln. Das waren Verhandlungen, welche der Verf. von Seiten der Schweden und besonders von Seiten des Reichskanzlers Axel Oxensternas „im ganzen als Spiegelfechtereie“ bezeichnet (Kap. III) – mit Recht, da dieser Dänenhasser und überwiegend nordisch orientierte Politiker nicht daran dachte, das für den Machtkampf mit Dänemark strategisch so wichtige Gebiet abzugeben.

In dem zentralen Teil C (S. 115–89) geht er endlich sehr kurzentschlossen (Kap. I) auf die schwedisch-kaiserlichen Verhandlungen in Osnabrück um das Schicksal Bremens ein; danach behandelt er sehr eingehend (Kap. II, III und IV) Friedrichs Politik während dieses Friedenskongresses, teils ehe er Thronfolger in Dänemark wurde, teils vor und nach dem Tode Christian IV. Der Verf. zeigt, welch geringen Spielraum Friedrich hatte, da er nicht im Stande war, auf die Abmachungen weder in Wien, Stockholm oder Kopenhagen Einfluß auszuüben. Dazu zeigt er, welch große Bedeutung die genannten Änderungen in Friedrichs konstitutioneller Stellung in Dänemark für seine Politik und deren Verlauf auf dem Friedenskongreß bekamen, als es nämlich seinem Kanzler Dietrich Reinking gelang, ihm für die Abtretung des Stiftes eine Erstattungssumme zu sichern; aber auf welche Weise dies fehlschlug, als er selbst Thronfolger wurde, folglich versorgt war und ihm deshalb wegen des Kaisers und Schwedens keine Erstattung mehr zukommen lassen konnte.

Der Verf. hat ungedrucktes Quellenmaterial im Reichsarchiv in Kopenhagen und im Niedersächsischen Staatsarchiv in Stade ausgenützt, nicht dagegen jedoch in Stockholm, ungünstig, was das letztgenannte anbelangt. Der Verf. begründet dies damit, daß die Bremen-Problematik für Schweden nur eine unter anderen und wichtigeren Fragen war (S. 4). Das widerspricht aber etwas seiner Hervorhebung der großen strategischen Bedeutung des Stiftes im schwedisch-dänischen Machtkampf (S. 1), für dessen Geschichte der Verf. gerade gewünscht hat, einen Beitrag zu geben. Und dieser Machtkampf kann nicht richtig verstanden werden ohne eine eingehende Analyse der Motive für die Handlungen des nordischen Staatsmannes; gerade die ungedruckten Stockholmer Materialien hätten dazu beitragen können.

Der Verf. hat sich unterdessen in Übereinstimmung mit der mehr traditionellen Geschichtsforschung mehr für den äußeren Geschehensablauf interessiert, für die Handlungen Dänemarks, Schwedens und besonders Erzbischof Friedrichs, viel weniger in Übereinstimmung mit der modernen politologischen Forschung für die Beschlußfassung (the decision-making process) mit Gewicht auf der Aufdeckung der Motive. Dementsprechend hat der Verf. sich nicht sehr viel um die Personendarstellungen der leitenden Politiker gekümmert. So ist die Charakteristik des Erzbischofs durch die Überbetonung seiner „Entschlußlosigkeit“ (S. 139, vgl. S. 15) nicht genügend nuanciert. Der Verf. hätte sich fragen sollen: „Warum war Friedrich damals so unentschlossen?“ Ein anderes charakteristisches Beispiel für das ge-



ringere Interesse des Verf. für die Motive findet man auf S. 138, wo er als eine Art Erklärung für Christian IV. Zurückhaltung, Friedrich zu stürzen, über die Finanznot schreibt: der König „scheint . . . auch nicht mehr viel Interesse an der Bremer Frage gehabt zu haben“. Warum?

Dies hängt damit zusammen, daß der Verf. in zu hohem Grade die Entwicklung des Machtkampfes vom staatstragenden Gesichtspunkt aus betrachtet hat, Dänemark als ein Ganzes, Schweden ebenso, wenn auch in geringerem Grade. Allerdings werden die Gegensätze zwischen Kriegs- und Friedenspartei in Schweden genannt, ebenso der Einfluß des dänischen Reichsrates auf Christian IV. und Friedrichs Politik, aber in der Regel zu sporadisch (siehe so S. 105 f., 142 f., 86 f., 174 f.). Zumal wirkte der konstitutionelle Machtkampf zwischen Rat und König in Dänemark auf Verlauf und Gestaltung der dänischen Außenpolitik stark ein, welches in sehr hohem Grade betont werden sollte. So wird nicht erwähnt, daß es ein Haupthintergrund für den Widerstand des Rates gegen die aktive Deutschlandpolitik der Königsmacht war, daß diese, wenn sie glücken sollte, dem König einen weit größeren Spielraum für die Außenpolitik als bisher auf Kosten des Rates geben, und damit auch zu einer Verminderung der Macht des Rates nach innen gegenüber der Königsmacht führen würde. Das sollte „im Grunde genommen“ (S. 62) ebensogut wie wenigstens das geringe Interesse des dänischen Ratsgesandten für Bremen in Brömsebro erklärt haben.

Diese kritischen Bemerkungen sollen jedoch nicht verdunkeln, daß der Verf. innerhalb seines Rahmens ein gutes Buch geschrieben hat, das nicht zuletzt gründlichen Bescheid über Friedrichs Politik und die rechtlichen Probleme in Verbindung mit dem wechselvollen Schicksal des Erzstiftes gibt. Der Verf. hat seine Quellen ebenfalls im Ganzen vorsichtig und kritisch benützt und ist gut orientiert in der Literatur. Schließlich verdient genannt zu werden, daß er in einem langen Exkurs (S. 224–48) zu einer zweifellos richtigeren Abschätzung von Dietrich Reinkingks Staatsgedanken als der herrschenden gekommen ist.

Århus

Leo Tandrup

Walter Grossmann (Hrsg.): Johann Christian Edelmann. Abgenötigtes Jedoch Andern nicht wieder aufgenötigtes Glaubens-Bekentniß – Faksimile-Neudruck der Ausgabe 1746 mit einer Einleitung von W. Grossmann (= Johann Christian Edelmann Sämtliche Schriften in Einzelausgaben, Bd. IX), Stuttgart-Bad Cannstatt (Friedrich Frommann Verlag) 1969. 328 S. u. Register, geb. DM 78.–.

Zu den frühen und radikalen Vertretern der deutschen Aufklärungstheologie gehört Joh. Christian Edelmann (1698–1767), der wesentliche Anregungen von Spinoza und dem englischen Deismus empfangen hat. Der Religionsspötter Edelmann, der große Teile des Bibelglaubens und der kirchlichen Lehren verneinte, galt, wie W. Grossmann in seiner Einleitung sagt, bei seinen Zeitgenossen als „eine Art wilde Abenteuergestalt, der der verruchte Ketzermantel um die Schultern hing“ (S. VI). Viele Schmähschriften wurden gegen ihn gerichtet und sein persönliches „Glaubens-Bekentniß“, ein Werk von 328 Druckseiten, zusammen mit anderen seiner Schriften im Mai 1750 in Frankfurt am Main auf Befehl der Kaiserlichen Bücher-Commission öffentlich verbrannt.

W. Grossmann hat in einer instruktiven Einleitung den Anlaß zur Entstehung des Edelmannschen „Glaubens-Bekentniß“ und die Umstände, die zur Veröffentlichung führten, dargelegt, wobei wir auch wichtige Einblicke in die religiösen und kirchenpolitischen Zustände der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts gewinnen. Weil die deutsche Theologie damals noch ganz bewußt eine rechtgläubige und bekennnistreue Theologie sein wollte und als solche weithin an den überlieferten Glaubenslehren festhielt, stieß Edelmann bei der Geistlichkeit und den kirchlichen Behörden auf entschiedene Ablehnung. Sehr engagiert polemisiert er nun seinerseits gegen die „finstere Theologie der neuern Christen, die sich die ungegründeten Phantasien ihrer Pfaffen als göttliche Offenbarungen aufdringen lassen“ (S. 36). Got-